

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 3.

Montag, 5. Januar.

1931.

Der Talisman / Roman von Fr. C. Kellermann.

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Bald war alles soweit gediehen, daß der Start bei der allgemein günstigen Wetterlage in Kürze erfolgen sollte. Das dreimotorige Großflugzeug „Pax“ bewährte sich auch auf dem letzten großen entscheidenden Probeflug glänzend, die Hoffnung auf ein gutes Gelingen besetzte alle Teilnehmer ohne Ausnahme. Martin hatte sich eine allererste zuverlässige Bordbemanning gesichert, außer einem hervorragenden Piloten befanden sich ein ausgezeichnete Bordmonteur und ein Funker an Bord. Auch zwei Passagiere waren dabei — ein junger Hamburger Großkaufmann, der sich in erster Linie an der Finanzierung des Unternehmens beteiligte und ein rheinischer Industrieller, der gleichfalls als Geldgeber genannt wurde — beides bekannte Mäzen des Flugportes und Förderer des aeronautischen atlantischen Dienstes, denen vor allem auch daran lag, durch diese ununterbrochene Fahrt („nonstop-Flug“) die Sicherheit und Ausdauer der neuen deutschen mehrmotorigen Großflugzeuge vor aller Welt einwandfrei zu beweisen.

Obwohl Zeit und Stunde des Abflugs geheimgehalten wurde, zudem er bis zuletzt noch von den Meldungen des Ozean-Wetterdienstes der Hamburger Seewarte abhängig war, hatte sich auf dem Tempelhofer Flughafen doch eine stattliche Menschenmenge versammelt, die mit Spannung die letzten Vorbereitungen verfolgte.

Nun war alles bereit. Die kleine Gesellschaft, die das Flugzeug umstand, geriet in Bewegung, es wurde rasch Abschied genommen und die Teilnehmer des Fluges begaben sich zu der Maschine. Ihre Angehörigen begleiteten sie außerhalb des Flugsteiges bis an den Apparat. Gerda ging neben ihrem in starres Leder gekleideten Bruder.

„Hals- und Beinbruch, Herr Hagedorn“, hörte Martin plötzlich eine Stimme und erkannte, sich umwendend, den „Baron“, der mit zynischem Grinsen ihm die Hand entgegenzustrecken versuchte — neben ihm stand Vily, mit lebender Miene und müdem Lächeln, stumm einen Abschiedsgruß nickend. „Denken Sie immer an mich“, hörte er wieder die Stimme, doch er winkte kurz ab, faßte mit einem letzten Druck die Hand der Schwester und schwang sich auf seinen Sitz. Noch ein Winken und Grüßen und der Kreis der Zurückbleibenden stob auseinander.

Der Start ging ohne Feierlichkeit vor sich. Schon nach einem Anlauf von mehreren hundert Metern erhob sich das Flugzeug und glitt mit kühnem Schwung immer höher hinauf, drehte sich und schwebte, sonnenlichtüberglüht, in ruhiger Fahrt davon. Ein klarer Septembermorgen grüßte die Welt, kein Wölkchen stand am leuchtenden Morgenhimmel, kaum ein Windhauch bewegte die kühle Luft. Die Menge folgte dem Schauspiel mit emporgeschobenen Gesichtern und fernglasbewaffneten Augen, bis die „Pax“ nur noch als kleiner Punkt fern am Himmel stand und schließlich völlig verschwunden war.

Nun drängte alles geräuschvoll zum Ausbruch.

Ein wirres Durcheinander von Stimmen empfing Gerda, während sie zu ihrem, noch vom Bruder bestellten Wagen ging. An ihr Ohr tönten Gesprächsfragungen — Betten auf die Dauer des Flugs, auf das Ge-

lingen des Unternehmens, Prophezeiungen und Befürchtungen über die Wetterlage, die atmosphärischen Bedingungen auf hoher See, — ein Wirrwarr von Erklärungen, Behauptungen, von technischen Ausdrücken, der sie fast betäubte. Sie senkte den Kopf.

Als sie den Wagen erreicht hatte, hörte sie sich plötzlich angerufen. Atemlos stand der alte Herr Hill vor ihr, der soeben erst, leider verspätet, angelangt war.

Er bedauerte immer wieder seine arge Versäumnis, hätte Martin gar zu gern noch die Hand geschüttelt und herzliche Grüße von Bremen übermittelt. Edith habe leider davon Abstand nehmen müssen, ihn nach Berlin zu begleiten, aber sie sei in Gedanken, wie sie alle, unablässig bei Martins Fluge. Der alte, recht bekümmert aussehende Herr lud Gerda schließlich zu einer Zusammenkunft für den Nachmittag ein, er habe ihr noch vieles zu sagen. Sie wußte nicht, Martins Offenbarung eingedenk, wie sie sich dieser Bitte gegenüber verhalten sollte, willigte dann aber mit einer ungewissen Empfindung ein — der alte Herr trug ja wohl persönlich keine Schuld an den Zerwürfissen.

Während sie sich verabschiedeten, bemerkte Gerda mit einem Blick seitwärts, in ihrer unmittelbaren Nähe den fremden Herrn und die Dame, die den Bruder am Flugzeug zu guter Letzt noch so auffällig begrüßt hatten. Die Fremden standen, die Augen beobachtend auf sie gerichtet, lächelnd miteinander flüsternd.

Gerda wies Herrn Hill auf die Unbekannten hin, indem sie kurz von der eigenartigen Abschiedsszene berichtete. Er wandte sich um, und nach kurzem, starrem Ansehen mit jäher Bewegung wieder ab: „Hochkappler und Diebe“, sagte er laut, während er Gerda zum Abschied die Hand reichte.

Wir wollen den kühnen Ozeanflug unseres Helden nicht näher beschreiben, wollen auch nicht die Gedanken und Stimmungen wiedergeben, die ihn auf der großen Fahrt besetzten. Nur so viel sei gesagt, daß der Kurs über den Atlantik nicht ohne Störungen vorstatten ging. Es gab Augenblicke des Irrsins, einen mehrstündigen blinden Nachtflug in Nebel und Regen, es blieb auch nicht aus, daß vorübergehend die Funkeinrichtung übel versagte, das unruhige Arbeiten eines Motors seine Stilllegung erforderte, bis er von dem Monteur wieder instandgesetzt worden war. Es gab Stunden, in denen man weder Himmel noch Meer, oder auch nur die Spitzen der Tragflächen des Flugzeuges sah, und Augenblicke der Unsicherheit, die Martin ratlos in der Kabine verbrachte, während der andere Pilot im Führerstand die Leitung des Apparates wahrnahm und den Gang der Motoren kontrollierte. Sie wurden auch nicht von Stürmen verschont, mit Eisregen und Schnee, gerieten mehr als einmal in nicht ungefährliche Situationen beim Flug über tiefhängende Wolken — doch in allen Nöten bewährte sich die Bousfestigkeit ihrer „Pax“.

Gerda sah am Nachmittag mit dem alten Herrn Hill auf einer Kaffee-Terrasse, fiebernd erregt und kaum fähig, den Bericht aufzunehmen, den er von Martins Angelegenheiten und den Familienverhältnissen in Bremen gab. Daß der entwendet gewesene Schmuck

eingetroffen, die Mutter beruhigt, Edith verjöhnt sei. Daß man auf Martins Zukunft die höchsten Hoffnungen setzte. In dieses Gespräch hinein drang die Kunde von dem programmäßigen Zurücklegen einer weiteren Etappe der „Pax“.

Gerda hatte nur Sinn noch für den Ozeanflug und alles, was damit zusammenhing. Der Chefingenieur der Dyre-Mix-Werke mußte ihr auf tausend Fragen Rede und Antwort stehen.

Am Nebentisch stellte ein Ausländer in gebrochenem Deutsch die Behauptung auf, daß die französische Kriegerlei in technischer Beziehung die vollkommenste der Welt sei. Er wurde von den Umstehenden laut verspottet, und der alte Herr Hill lächelte nur: Nun — man werde ja sehen . . .

Und es folgte eine unruhige fliebernde Nacht für Gerda und ein langer aufregender Tag und Abend, bis spät — spät — die erlösende Kunde eintraf, daß die „Pax“ nach einer Fahrtdauer von 37 Stunden 12 Min. auf dem Roosevelt-Feld in New York glücklich gelandet sei.

Dritter Teil.

1.

Der Nebeldunst des nasskalten Herbsttages lag dick in der Straße, auf dessen glitschigem Pflaster Martin Hagedorn eben zur anderen Seite hinüberwechselte. Die Wollenträger waren verhüllt, trübe glühten die Lampen. Obwohl später Vormittag, brannte überall Licht, es wollte nicht Tag werden.

Endlich hatte er die Hausnummer 347 gefunden, doch erst nach einigem Suchen entdeckte er in der breiten Front auch den Laden, auf dessen spiegelndem Glasschild mit Goldbuchstaben geschrieben stand: „Gordon Havenith — Jeweler.“

Interessiert betrachtete er die Auslagen in dem einen der hellerleuchteten großen Schaufenster: gute, geschmackvolle Sachen, sehr geschickt ausgestellt — im ganzen eine solide, gediegene Aufmachung. Ein besseres, mehr als mittleres Geschäft, überlegte er, gar nicht übel — nun, es wird sich ja zeigen. Er war also am Ziel: Chicago, 347 Clark-Street, Gordon Havenith, Jeweler.

Mit einem Seufzer wandte er sich um, blickte eine Minute wie traumverloren in das lärmende, im Nebel gespenstisch wogende Straßengewühl, und trat dann entschlossen in den geräumigen Laden ein.

Es befanden sich nur wenige Leute darin, also stille Geschäftszeit, ihm sehr gelegen. Zwei Kunden wurden von einer rotblonden Verkäuferin bedient, eine dicke ältliche Dame saß auf einem bequemen Sessel daneben, aufmerksam die vorgelegten Gegenstände durch eine Vognette betrachtend, während die beiden noch jugendlichen Männer miteinander flüsterten.

Die Verkäuferin richtete gegen alle Vorschrift von Kopf empor und begrüßte Martin mit stummem Lächeln, gleichzeitig erhob sich ein Herr in mittleren Jahren, verbogte sich leicht und fragte nach Martins Wünschen. Er verlangte einen Brillantring in mäßiger Preislage, man bat ihn, Platz zu nehmen, und legte ihm bald eine reiche Auswahl an Ringen vor. Martin wählte lange, er hätte es gern gesehen, wenn die übrigen Käufer sich inzwischen entfernten, doch dafür schien keine Aussicht. So bestimmte er einen Ring und richtete an den Verkäufer die Frage, ob er vielleicht Mister Havenith persönlich zu sprechen die Ehre haben könne.

Der Mann sah ihn überrascht an: „Mister Havenith selbst?“, wiederholte er lächelnd, „der Herr meint den Inhaber der Firma, nicht wahr?“

„Nun ja — Mister Gordon Havenith“, sagte Martin noch einmal.

„Gordon Havenith ist tot, seit sechs Jahren schon“, erklärte der Verkäufer beflissen, aber wenn der Herr etwa den Geschäftsinhaber, Mister Cohrs, zu sprechen wünscht, so wolle er diesen gern herbeirufen.

Martin überlegte, ob er es bei dieser Auskunft bewenden lassen und wieder davongehen solle, andererseits tat es ihm leid, unverrichteter Sache umzukehren, nachdem er sich so große Mühe gegeben, seinen Gläubiger ausfindig zu machen. Vielleicht hatte der Verstor-

bene Kinder, wenigstens sollte er etwas Näheres über die sonstigen Umstände in Erfahrung bringen. Darum fragte er weiter, erhielt aber die Antwort, daß Mister Cohrs am besten über alles Auskunft geben könne — wenn der Herr sich bemühen wolle, hier gleich nebenan befände sich das Privatkontor des Chefs.

Martin hatte inzwischen gezahlt, erhielt den wohlverpackten Kauf ausgehändigt, dankte höflich, noch unschlüssig, ob er der Aufforderung Folge leisten sollte, als durch eine Glastür vom Hintergrund her ein altes graues Männchen in den Laden trat, mit dem der Verkäufer sofort einige Worte wechselte, worauf der kleine Greis sich mit lebenswürdig lächelnder Miene an Martin wandte, fragend, mit wem er wohl die Ehre hätte, sein Name sei James Cohrs, Inhaber der Firma Gordon Havenith.

Martin stellte sich als Max Hoffmann vor, Ingenieur aus Berlin, auf der Durchreise von New York, im Auftrage eines guten Bekannten bemüht, Mister Havenith seinen Besuch zu machen und sehr betrübt, zu erfahren, daß dieser inzwischen längst verstorben sei. Es bereitete ihm Schwierigkeiten, das alles mit seinem mangelhaften Englisch zum Ausdruck zu bringen, doch das altersgraue Männchen kam ihm freundlich zu Hilfe, indem es ihn in deutscher Sprache sehr geläufig anredete und höflich einlud, in das Privatkontor einzutreten. Er stamme von deutschen Eltern, sei aus Köln am Rhein, freue sich sehr über den Besuch des Landsmannes, man werde sich mit Vergnügen unterhalten.

Martin folgte dem Juwelenhändler und sah ihm bald in einem altmodischen, aber bequemen Armfessel gegenüber. Der dürftige, enge Raum, mit allerlei Dingen bis obenhin vollgepackt, machte den Eindruck des überlebten, Verstaubten, Zurückgebliebenen, sah fast wie eine Trödlerbude aus. Mister Cohrs hatte offenbar mit der Zeit nicht Schritt gehalten — moderne Kontore sahen anders aus.

Er rief sich das Bild Mister Haveniths in die Erinnerung zurück — es stand noch merkwürdig lebendig vor seinen Augen, so tief hatte es sich ihm eingeprägt — und entdeckte in seinem Gegenüber eine gewisse Ähnlichkeit mit dem hurtigen kleinen Amerikaner einst vom Berliner Hotel: dieselbe charakteristische, spitze Nase, die gleichen kleinen, tiefliegenden Augen — also gewiß ein Verwandter des Verstorbenen.

Unbefangen äußerte er seine Entdeckung, und der Alte bestätigte freundlich die Vermutung: jawohl, Havenith war ein Vetter von ihm, mütterlicherseits — also sei Herr Hoffmann mit dem Verstorbenen persönlich bekannt gewesen, da er diese Ähnlichkeit herausfände.

Martin bejahte es, betroffen davon, es bereits verraten zu haben, und lenkte vorsichtig das Gespräch auf weitere Familienangelegenheiten. Er erfuhr, daß Havenith schon zehn Jahre vor seinem Tode verwitwet gewesen war, nur eine Tochter hinterlassen habe, Miß Andry Havenith, jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, die sich gegenwärtig studienhalber in Deutschland aufhalte, in Berlin, daß die Firma Gordon Havenith, von dem Vater des Verstorbenen begründet, seit über 50 Jahren bestünde und er, Mr. James Cohrs, bereits seit der Übernahme des Geschäfts durch seinen Vetter dessen Teilhaber sei.

(Fortsetzung folgt.)

Waldwinter.

Die Böhren sind zertranste Kriessstandarten;
Bacholderbüsche stehn gleich scheuen Bräuten
Am Wege, schauen in die Wette, warten
Und mühen sich, das Schneefestlein zu deuten,
Das eine Wolke auf der Flucht verlor —
Vielleicht, daß doch das eigne Schicksal schließe
In diesem hergewehten Himmelsbriele! —
Ein rotes Räschchen host am Schneefentor
Mit einer braunen Kuh. Die Augen tasten
Die Runen in der Schale ab: Wie lange
Wohl währen diese harten weißen Fasten?
Und heimlich kneift des Winters scharfe Zange.

Franz Mahle.

Furchtlose Plauderei.

Von Lady Drummond-Hay.

Die bekannte englische Journalistin, die als einzige Dame den Transatlantikflug des Zeppelins mitgemacht hatte, ist jetzt wieder als einzige Dame an Bord des „Do X.“

Denken Sie sich einmal frei der Ketten und bleiernen Schwere der Todesfurcht, der Furcht vor Strafe, vor Verlust von Geld oder Anstellung, der Furcht vor dem Leben selbst!

Stellen Sie sich vor, Sie erlöhnten sich, im wirklichen Leben der Held oder die Heldin ihrer Träume zu sein. Held atemraubender Abenteuer, aktueller Unternehmungen, dramatischer Geschehnisse — ein Lindbergh, ein Rodesseller, ein Basil Zaharoff!

Auf den Flügeln solcher Freiheit müßte man einen Olymp von Erfolgen erreichen!

Kein großer Name läßt sich mit Furcht verbinden — kein Erfolg — sei er auch noch so klein. Furcht ist der Fluch, der auf dem Menschengeschlecht ruht.

Furchtlosigkeit ist die Mentalität, zauberhaft göttliche Rüstung des Menschen. Furchtlosigkeit ist Macht. Furcht die größte menschliche Schwäche, die zwischen Mensch und Gottheit steht.

Der Talisman der zu großen Dingen Ausgewählten — Könige, Diktatoren, Abenteuer — ist Furchtlosigkeit. Mussolini sagte zu mir selbst, daß er der Meuchelmörder Hand nicht fürchte. Ein Anschlag auf sein Leben (es sind mehr, als das Volk weiß) ließe ihn unbewegt. König Alfons von Spanien ist solch ein Ausgewählter, ebenso Spaniens letzter Diktator, Primo de Rivera. Am Tage nach einem Mordversuch sah ich Primo de Rivera lachend und scherzend in einem öffentlichen Kaffee in Madrid, allen Vorstellungen und Warnungen zum Trotz. Während der Kampfzeit von Kemal Paschas höchst unvollkommenen Reform und machtvollen Verwirklichung der Türkei sah ich „Ghazi, den Sieger“, wie er genannt wurde, regelmäßig mit gleichgültiger Miene durch die Straßen von Neu-Angora zum „Angora-Klub“ fahren, damals einer primitiven Hütte, die jedermann zugänglich war. Die kühnen, blauen Augen Ghazi Kemal Paschas gingen pränend über die Menge, voll Interesse, aber niemals mit einer Spur von Unsicherheit. General Gordon, der Eroberer Khartoum, fühlte, wie die Hama erzählt, sich ausreichend bewaffnet mit einer Bibel und einem Stod.

Furchtlosigkeit ist in solchen Fällen eine Waffe gegen hunderte von krankhaften Willen und erweckt meist Furcht in Herz und Sinn der Gegner.

Furchtlosigkeit ist es, der die Welt die größten Erforschungen und wissenschaftlichen Errungenschaften verdankt. Furchtlosigkeit der Brüder Wright vor 25 Jahren hat uns die Luftschiffahrt gegeben. Furchtlosigkeit der Eroberer schmückte die englische Krone mit den Ländern des britischen Reiches; Furchtlosigkeit der Patrioten gründete die Kolonien.

Nationale Furchtlosigkeit gewann nationale Freiheit, man denke an die Türkei, als sie den Vertrag von Sèvres brach.

Furchtlosigkeit der Propheten, Philosophen, Erfinder, Kaufleute gab der Welt neue Religionen, neue Lehren, neue Hoffnungen, neue Fortschritte und Industrien, zog leuchtende Spuren im Ozean durch Dschungeln und Eismeere und bezwang nun die Stürme Gottes in der Luft.

Furcht vor Ladel erzeugt Heuchelei, nährt die verborgenen Schäden der sogenannten Zivilisation. Furcht lähmt Verstand und Gewissen, verwandelt einen wahrhaftigen Menschen in einen Lügner, einen Freund in einen Feind, einen Verbündeten in einen Verräter.

Furcht vor Strafe beeinträchtigt Verstand und Entwicklung eines Kindes. Furcht vor der öffentlichen Meinung verschließt die offene Hand der Freigebigkeit, der Freundschaft, der Gastlichkeit, des Verbundenseins aller gebotenen christlichen Tugenden.

Worin liegt die Kraft der „großen Führer“? Darin, daß sie keine Furcht kennen, keinen Sinn für etwas haben, was sie verlieren könnten. Der Große ist immer der Sicherste, weil er weiß, daß sein eigenes Ich ihm nicht genommen werden kann.

„Gleichgewicht“, dies undefinierbare magische Gewissen menschlicher Würde ist das Geheimnis derjenigen, die ihre eigenen Grenzen und Beschwerden nicht kennen.

Das ganze Leben der großen Mehrheit gerade der zivilisierten Menschheit wird gestaltet und geführt durch Furcht vor Diesem oder Jenem, von Kindheit an eingeschlößt, später durch Erzieher, Vorgesetzte oder Tradition. Furcht vor Freiheit ist — so widerspruchsvoll es auch klingen mag — ein schwerer Komplex eines großen Teiles der zivilisierten menschlichen Gesellschaft.

Freiheit heißt Verantwortlichkeit, bedingt Selbstvertrauen, Entscheidung, Unternehmungsgeist, Mut der Überzeugung und der Ausdauer, meist zu viel verlangt von denen, die nur gewohnt sind, mechanisch zu tun, was andre befehlen oder die sich in einem geistigen Nüßgen befinden.

Freiheit von den goldenen Fesseln höfischen Lebens und königlicher Tradition zeigte sich nicht immer von der rosigen Seite für die Dupende von Exprinzen und -prinzessinnen Europas, die einst unter ihrer sozialen Gebundenheit schmachteten. Das Leben

manch einer Ex-Hoheit bezeugt, daß in unvorbereiteten Fällen Freiheit eine Gefahr bedeutet. Die Schwachen haben Grund, die Freiheit zu fürchten.

Als ich die Idee zu diesem Artikel in mir trug, frag ich mehrere erfolgreiche Geschäftsleute um das Geheimnis ihres Erfolges. „Schwierigkeiten furchtlos überwinden“! Ich frag Privatmenschen, die, wie ich wußte ihr Leben entschlossen und furchtlos durchkämpften, oft im Angesichte bitterer Not, was es sei, daß sie in dieser oder jener Zeit nicht „untergegangen“!

Der bejahende Optimismus der Furchtlosigkeit hat ihnen durch alle Fährnisse hindurchgeholfen und wird ihnen weiter helfen. Der Krieg hat uns so manches Beispiel dieser Lehre vor Augen geführt.

Als während des ersten Transatlantikfluges des „Graf Zeppelin“ im Oktober 1928 Gottes Sturm die menschliche Vermessenheit strafe und unser gebrechliches Fahrzeug und die sechzig Leben an Bord bedrohte — war ich Zeuge eines der größten Dramen der Furchtlosigkeit und des Mutes, das ich je erlebte. Ellen der Silberbede, die das Gerüst umspannte, waren an einer der vorspringenden Flossen abgerissen, so daß durch das entstehende Loch der Wind eintreten und das Luftschiff weiter zerreißen konnte.

Knut Edener, der Sohn des Kommandanten, hatte im Augenblicke einige Leute beisammen für die ungeheuer gefährliche Arbeit, an die exponierte Stelle zu klettern, um den Schaden zu reparieren. Sich nur mit den Knien festhaltend, mit den Händen nährend, arbeiteten die tapferen Männer trotz des Sturmes, der sie in die ungeheure Tiefe zu reißen drohte. Die Maschinen des Zeppelins standen still, daß der ungeheure Druck der Propeller ihre Schwierigkeiten nicht noch vergrößerte. Schwer vom Regen, ziellos über dem Atlantik treibend, begann das riesenhafte, 763 Fuß lange Luftschiff gegen den Ozean zu sinken. Näher und näher kamen wir dem ungestümen Wasser, während die Leute fieberhaft an der Ausbesserung arbeiteten. Furchtlos arbeiteten sie, um das Schiff und uns alle an Bord zu retten.

Kapitän Flemming trat zu Dr. Hugo Edener, der an der Brücke stand und sagte: „Wir müssen zwei Motore laufen lassen, der Zeppelin sinkt.“

Dr. Edener achtete nicht auf ihn. Vielleicht hatte er nicht gehört. Flemming wiederholte seine Worte dringlicher, auf die nicht mehr weit entfernte See deutend.

Mit einem Gesichte, grau und hart wie Granit, warf Dr. Edener einen schnellen Blick in der Richtung der gebrochenen Flosse und gab dann heiser den Befehl: „Die Motore an.“

Zehn lange Minuten später wußte er noch nicht, ob das plötzliche Schwingen der Propeller Knut und seine Kameraden in das dunkle Wasser geschleudert hatte.

Furcht ist negative Kraft, dem Pessimismus verbündet. Furcht schwächt geistig, moralisch und physisch. Nur selten kann sie aggressiv verändernd sein bei Volk und Individuum.

Als ich in Indien war, traf ich den bekannten Jogi Divelar, der eben im Begriffe war, sich „zu seiner Sammlung“ in die Dschungeln zu begeben. Ich frag ihn nach den Gefahren der Tiger, der Schlangen und tausend anderer tödlicher Dinge. Jogi Divelar versicherte mir lächelnd, daß er noch nie in seinem Leben dem kleinsten lebenden Wesen etwas zu Leide getan, daß ihm nicht einmal der leiseste Gedanke daran käme — und daß ihm deswegen die Tiere auch nicht gefährlich würden. Das mußte wohl richtig sein, denn er begab sich wirklich in die Dschungeln und kam Wochen später gesund und wohlbehalten zurück.

Als Kind lebte ich eine Zeit in Südafrika und spielte dort, wie alle europäischen Kinder, mit Tieren, die für Erwachsene gefährlich, den Kleinen gegenüber aber harmlos waren. Sehr selten wird ein noch so wilder Hund ein Kind angreifen, lieber wird er die schmerzhaftesten Liebsthungen der kleinen Finger ertragen. Dagegen kommt es nicht selten vor, daß ein friedliches Pferd oder ein Hund einen Menschen beißt, der Furcht vor ihm zeigt. Den, der sich fürchtet und vor ihm flieht, wird ein Tier bestimmt verfolgen. Die primitiven Völker wissen das sehr genau und die zivilisierten Völker nehmen ihre Sitten an bei Aufruhr und Revolution.

Ich erumerte mich eines Weihnachts in Cairo, als feindliche Stimmung gegen England sich in Norden und Überfällen, sogar auf europäische Frauen Luft machte. Alle Europäer waren gewarnt, die Straßen zu betreten, besonders in den Eingeborenenvierteln. Trotzdem ging ich in diesen Tagen wie immer umher, oft an Gruppen müßig herumstehender Unzufriedener vorbei, ohne jede Belästigung; obwohl ich bemerkte, daß aller Augen mir folgten. Nervosität hätte wohl den lauernden Instinkt gereizt, während Gleichgültigkeit ihn beruhigte.

Christus ist das größte Beispiel der Furchtlosigkeit, das die Welt kennt. Er war furchtlos im Leben und furchtlos im Tode. Er starb für die Menschen, um der geängstigten Menschheit den Sinn des Todes zu erklären, daß das ganze Leben nur Vorbereitung auf ein besseres Kommen bedeute.

Die westliche Welt neigt mehr zur Furcht als die östliche. Der sogenannte Fatalismus des Ostens ist weniger Ergebung als der Glaube, daß von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag sich alles in natürlicher Ordnung den vorhergehenden Dingen anreicht. Im

Oftes hat der Tod nichts Beängstigendes. Die Furcht vor dem Tode ist künstlich und angenommen.

Die erste Frage, die ich mir bei allen meinen Flug- und Reiseabenteuern stelle ist: „Fürchtest du dich?“ Nein, ich fürchte mich nicht. Ich habe niemals die Angst vor dem Unbekannten empfunden. Im Gegenteil, der Trieb nach der Erforschung des Unbekannten hat mein Leben und meine Handlungen beherrscht — nicht selten, ohne daß ich Lehrgeld bezahlen mußte.

Ich finde Leben ein wunderbares Abenteuer und Tod — Zug, Schiff, oder Luftverbindung zu dem großen Unbekannten.

Auf Raubwild.

Erzählung von Otto Sattler.

Die beiden Freunde hatten in feiermärkischen Wäldern auf Rotwild gejagt und stiegen auf der Rückfahrt nach Wien in Semmering aus, um sich zu dem Förster zu begeben, der ihnen einen Jagdtag am Olgelände des Sommervendsteins versprochen hatte. Das freundliche Jagdhaus war bald erreicht. Im Sommer meist bis zum primitivsten Schlaftaum von Gästen besetzt, war das Haus jetzt im Herbst nur von den zwei Förstersleuten bewohnt, die sich freuten, wieder eine kleine Abendgesellschaft zu haben. Bald lagen sie in munterem Geplauder bestimmten Scherzworte gingen hin und her. Erlebnisse wurden besprochen. Der Förster war ein vortrefflicher Erzähler. Die Abendstunden verfloßen, ohne daß man dessen gewahr wurde, und man hätte wohl noch weit länger verweilt, wenn nicht Cäsar, der große Jagdhund, seinen Kopf mahnend am Bein des Försters gerieben hätte.

„St. gut, Cäsar“ sagte der Förster, „wir gehen schon.“ Und der Hund legte sich wieder unter die Bank.

„Ein fluges Tier“, sagte einer der Jäger. „Wir waren doch jetzt zwei Jahre nicht hier oben, und doch hat er uns sofort erkannt, als wir uns dem Hause näherten.“

„Ja“, antwortete der Förster, „mein Cäsar hat Verstand und Gedächtnis, um die ihn mancher Mensch beneiden könnte. Aber diese Eigenschaften kommen schließlich allen Tieren zu; nur wir sind meist zu dumm dazu, die Tiere zu verstehen.“

„Na na da übertriebst du nun doch“, wandte einer der Besucher ein. „Sehr oft geheimnissen wir auch in das Verhalten der Tiere mehr hinein, als gerecht ist. Da weiß ich einen Fall.“

„Laß dich unterbrechen, mein Vieber“, entgegnete der Förster. „Weil du gerade das Wort Geheimnis ausspricht, fällt mir Dr. Geminder ein.“

„Geminder? Den kenne ich doch! Wir besuchten dasselbe Gymnasium. Er war ein Jahr älter als ich, studierte Medizin und ging in die Tropen.“

„Stimmt. Eben den meine ich.“

„Was ist mit ihm? Wo befindet er sich?“

„Wo? Ich will es euch der Reihe nach erzählen. Also Dr. Geminder war bis kurz vor Ausbruch des Krieges in den Tropen Deutsch-Ostafrika. Leitete dort eine Klinik. Er war nicht nur ein tüchtiger Arzt, sondern auch ein leidenschaftlicher Jäger. Aber kleiner wie wir, die wir unser Schießzeug auf wehrloses Rotwild oder auf einen Fuchs richten, sondern einer, dem nur dann die Jagd Freude machte, wenn sie mit Gefahr verbunden war. Das wehrhafte Raubwild der Tropen war sein Ziel. Aber er mordete nicht darauf los, sondern er war der echte passionierte Jäger, der zugleich die Heiligkeit des Lebens achtete. Ein Mann mit Nerven von Stahl, einer, der auch in den drohendsten Momenten seine Kaltblütigkeit nicht verlor. Wohl schützte er auch die einheimische Bevölkerung vor dem Raubzeug, aber nur, wenn es unbedingt sein mußte und sich kein anderer fand. In abgelegenen Gebieten, dort, wo es galt, alle Kräfte zusammenzunehmen, war seine Domäne, dort war er in seinem Element.“

E einmal war er ziemlich weit vorgestoßen. Seine zwei Begleiter hatten Mühe, in der Wildnis ein Nachtlager zurecht zu machen, und es schien unerlässlich abwechselnd Wache zu halten. Mitten in der Nacht wurde Dr. Geminder geweckt. „Schnell, Herr, ein Leopard.“ Dr. Geminder sprang auf und begab sich vors Felt. Stille eingsum, nur leises Klüffern im mondbezeichneten Nid. „Dori!“ klüfferte der braune Begleiter und zeigte mit der Hand die Richtung. Dr. Geminder schlich vorsichtig — man könnte es auch unvorsichtig nennen — in der angegebenen Richtung. Kurz — nach einigen Sekunden hatte er den Leopard erlegt. Ein weibliches Tier, das sich allem Anschein nach noch um Junge zu sorgen hatte.

Mit dieser und noch enger anderer Beute trat er am nächsten Tage den Rückweg an. Sie riefen auf eine abseits gelegene Siedlung von Eingeborenen, die neugierig zusammenliefen. In Freudenrufe brachen sie aus, als sie den erlegten Leopard sahen. Ein Alter aber hieß sie schweigen und trat unserm Doktor in den Weg. „Herr, die Tiere fluchen euch! Ihr habt ein Muttertier getötet.“ Dr. Geminder wollte den Alten beiseite schieben, aber der Klammernte sich an ihn: „Herr, ich sehe euch in Gefahr.“

Die Tiere schonen keinen, der sie verfolgt. Wer sie tötet, wird durch sie getötet. Ich weiß es, Herr!“

Dr. Geminder trat zur Seite und ging seiner Wege. „Man hat hat es darauf abgesehen, daß ich ein Opfergeld da lasse. Denke nicht daran“ sagte er sich.

Aber es war sonderbar: Von diesem Tage an war er auf der Jagd von Unglück verfolgt. Einmal verlagte die Flinte, und er hatte nur dem Umstand sein Leben zu verdanken, daß er einen trefflicheren Jagdgefährten zur Seite hatte. Ein andrer Mal ging ihn, der in einer Art ein Kunstschütze war, der Schuß fehl. Das Mißgeschick verfolgte ihn auf Schritt und Tritt. Das folgende Erlebnis hat ihn aus den Tropen vertrieben. Er irrte durch die Steppe und hatte nach einigen auffälligen Fehlschlägen schon die Absicht, ein Bild zu erlegen, aufgegeben, als vor ihm plötzlich eine Hyäne stand. Er hob die Flinte, er zielte. Das Tier sah ihn mit seinen häßlichen Lichtern unverwandt an und wich nicht. Es gibt kaum ein scheueres Tier als die Hyäne, diese aber stand wenige Schritte vor ihm und wich nicht. Dr. Geminder hielt den Finger am Abzug. Das Tier stand. Er schloß, nein, er wollte Feuer geben, aber die Waffe blieb stumm. Es war wohl die Einwirkung seines überreizten Gehirns, aber Dr. Geminder behauptete später, lebhaftig vor sich gesehen zu haben, wie die Hyäne eine andere Gestalt annahm wie ein boshaftes Menschengesicht ihn anblickte. Noch einmal versuchte er, zum Schuß zu kommen, wieder verlagte die Waffe. Im selben Augenblick war das Tier verschwunden, und ein häßliches, heimtückisches, schrilles Gelächter drang über die weite Steppe.

Als Dr. Geminder in seine Behausung zurückkehrte, redete er wirres Zeug. Man brachte ihn zu Bett, und der Assistenzarzt bemühte sich um ihn. In den Fieberreden des Arztes lehrte immer wieder das Wort: Wer sie tötet, wird durch sie getötet. Tagelang schrie und tobte der Kranke. „Die Tiere schonen keinen... keinen...“ Endlich fand er zur Genesung hin, aber der Gesundheit war der Dr. Geminder von früher nicht mehr, sondern ein scheuer, verschlossener Mann, ein Ruheloser zugleich. Es litt ihn nicht mehr auf Afrikas Boden. Eine Flinte hat er nicht wieder angerührt.

Nach Wien, seiner Vaterstadt, zurückgekehrt, eröffnete er dort eine kleine Praxis. Lange litt es ihn aber nicht in der Stadt. Fast jeden Samstag fand er den Weg heraus zu mir. Niemals habe ich ihn dazu bewegen können, mit mir zur Jagd zu gehen. „Ich töte nicht mehr!“ war stets seine Antwort auf meine Einladung.

Im Sommer vor zwei Jahren kam er auf fünf Wochen heraus zu mir. Er kam lebensfroh, und es schien mir, als ob er seine Bannidee — so nannte ich es damals — verlassen hätte. Viele schöne Wanderungen haben wir gemeinsam durch mein Revier unternommen. Eines Morgens sah ich ihn, als ich das Zimmer betrat, vor meinem Gewehrschrank stehen. „Aum?“ fragte ich, „die Abneigung gegen die Jagd überwunden?“ Er drehte sich um, sah mir mit weltfremden Augen entgegen, und mir schien, als ob er sich erst in die Gegenwart zurückfinden müßte. „Nein“, antwortete er sögernd, „aber ich glaube, es ist soweit, daß mich die Tiere rufen.“ Ich tat als verstände ich ihn nicht, und wir gingen bald darauf ins Revier. Es war ein trüber Tag, zuweilen legten sich Nebel herein. — Am sogenannten Teufelsgrat entdeckte mein Venno — Sie kennen den kleinen scharfen Kletter, den ich an der Kette halten muß — einen Fuchsbau. Wie ein Wilder stößt Venno in den Bau. — Ich stellte mich bereit, um den vertriebenen Roten abzufangen. Dr. Geminder steht hinter mir im Niederholz. Plötzlich sehe ich im Dicksicht ein verworrenes Knäuel, im nächsten Augenblick höre ich einen Schrei hinter mir und wende mich. Ich muß euch gestehen, mir standen die Haare zu Berge vor Schreck. Dr. Geminder war nicht mehr da. Und schon erkenne ich auch das Unglück und seine Ursache. Der Fuchs hatte einen alten Bau benutzt und war durch einen andern Ausgang als den, vor dem ich ihn erwartet hatte, vor dem Hunde geflüchtet, war im Dicksicht meinem Begleiter zwischen die Beine gefahren, hatte ihn zu Fall gebracht, und er ist die steile Wand beim Teufelsgrat hinuntergestürzt. Zufall! werdet ihr natürlich sagen. Auch ich habe es mir immer wieder vorgerebet. Aber ich bin nicht ins Reine mit mir gekommen.

Und nun gute Nacht“

Scherz und Spott

Für alle Fälle. „Wenn dich ein junger Mann um einen Kus bittet, mußt du ihn zurückweisen“, sagte die vorsichtige Mama. — „Und wenn er mich nicht bittet?“ fragt das neugierige Töchterchen.

Je nachdem. Er sah im Operationsstuhl des Zahnarztes und fragte: „Was kostet das Zähneziehen?“ — „Bier Mark.“ — „Was? Bier Mark für eine Arbeit von ein paar Sekunden?“ — „Wenn Sie wollen, kann es auch ein paar Minuten dauern“, sagte der Zahnarzt.